

Karl Barth (1886 – 1968):

## Gott teilt sich mit

Über Gott könne der Mensch eigentlich gar nichts wissen und sagen. Karl Barth gibt sich bescheiden. Und doch schreibt er mit seiner „Kirchlichen Dogmatik“ 13 gewichtige Bücher über Gott, die Welt und die Christen. Bescheidenheit ist das bestechendste Charakteristikum dieses Schweizer Dorfpfarrers, der später als Professor die Theologie des 20. Jahrhunderts nachhaltiger als jeder andere Denker prägen sollte. „Gott offenbart sich in der Bibel“, sagt Barth und gibt deshalb in seinen 13 Büchern eigentlich eine Leseanleitung: für die Bibel, die Geschichte Gottes mit den Menschen, aber auch für die Geschichte von Menschen, die sich von Gott entfernen. Nur ganz nah an der Bibel könne man Gott erfahren. Wer aus eigenem Denken oder aus eigenen Gefühlen Aussagen über Gott machen will, landet bei einem selbst gemachten Gott, einem Götzen. Nicht aber bei Gott, der wahrhaft Gott ist und ganz anders als der Mensch fühlt, denkt, schafft und versteht. So will sich Karl Barth darauf beschränken, Gottes Wort nachzusprechen und nachzudenken.

Am 10. Mai 1886 wird er in Basel als Sohn eines Pfarrers geboren. Im Kindesalter hört er seinen Vater die Mozart-Arie „Tamino mein, o welch ein Glück“ auf dem Klavier spielen. Diese Arie prägt sich unauslöschlich ein. Gegen Ende seines Lebens sagt Barth, auf himmlische Sphärenklänge befragt: Wenn Gott gewichtig über das Geschick der Welt nachdenke, spielten die Engel wohl Bach. Wenn er sich aber an seiner Schöpfung freue, so lasse er sie wohl Mozart spielen.“

Barth nimmt eine typische Entwicklung in der Jugend. Er geht nicht gern zur Schule. Später im Studium stößt er zur Studentenverbindung „Zofingia“, trinkt üppig Bier und wird zum fröhlichen Pfeifenraucher. Seinem Vater macht das lockere Leben des Sohnes Sorge, empfiehlt den Wechsel von Bern nach Berlin. Der Junior geht nach Berlin, Tübingen und Marburg, hört dort berühmte Lehrer wie Adolf von Harnack, Adolf Schlatter und Wilhelm Hermann.

1909 wird Barth Vikar, dann Hilfsgeistlicher in Genf. 1911 wird er als Pfarrer in die Arbeiter- und Bauerngemeinde Safenwil im Aargau berufen. Seiner Gemeinde sagt er, „dass ich euch nicht von Gott rede, weil ich einmal Pfarrer bin, sondern dass ich Pfarrer bin, weil ich von Gott reden muss, wenn ich mir selber treu bleiben will“. Im örtlichen Arbeiterverein hält er viel beachtete Vorträge, beispielsweise über „Jesus Christus und die soziale Bewegung“: „Der rechte Sozialismus ist das rechte Christentum in unserer Zeit, doch ist der rechte Sozialismus nicht das, was die Sozialisten jetzt machen... Der Geist, der vor Gott gilt, ist der soziale Geist.“

1914 bricht der Erste Weltkrieg aus. Entsetzt liest Barth ein Manifest von 93 deutschen Intellektuellen, die sich öffentlich hinter die Kriegspolitik von Kaiser Wilhelm II. stellen. Auch der Name seines Lehrer Adolf von Harnack steht unter dem Schreiben. Er kritisiert die Unterzeichner: „An ihrem ethischen Versagen zeigte sich, dass auch ihre exegetischen und dogmatischen Voraussetzungen nicht in Ordnung sein könnten.“

Barth sagt nun immer lauter sein eigenes Wort. Längst nennen ihn die Safenwiler „Genosse Pfarrer“, weil er trotz erheblicher Bedenken an ihrer Erscheinungsform für die Sozialdemokratie eintritt. Immer lauter wird auch seine Kritik an der Kirche, die es nicht wagt, in ihrem „Toleranzsupplein“ ein eigenes Wort zur Kriegssituation in Europa zu sagen. In einer Predigt heißt es: „Ein Pfarrer, der es den Leuten recht macht, ist ein falscher Prophet!“ Sich selbst fordert er ab, „dass wir Gott überhaupt wieder als Gott anerkennen. Das

ist eine Aufgabe, neben der alle kulturellen, sozialen und patriotischen Aufgaben ein Kinderspiel sind.“ So stellt er die Gottesfrage an den Anfang seiner Theologie.

Obwohl er zwischendurch geheiratet hat, obwohl inzwischen zwei Söhne zur Familie zählen, obwohl ihn die Gemeindefarbeit, der Schuldienst und die Gründung einer Gewerkschaft in Safenwil bis an die Grenze der Belastbarkeit treiben, schreibt er in den Kriegsjahren an einem Werk, das mit seiner Drucklegung 1919 in Deutschland Furore machen soll, dem Römerbrief-Kommentar. Er bricht darin mit der Theologie des 19. Jahrhunderts, die Schleiermacher als „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“ bezeichnet hatte. Schluss mit dem gefühlsmäßigen Eiapopeia, Schluss mit der Beliebigkeit religiöser Empfindung! „Gott ist nicht die Beschwichtigung, sondern die Begrenzung des Menschen. Er bringt ihn nicht ins Gleichgewicht, sondern in die Unruhe, in die Krisis.“

Die Quittung für dieses Buch kommt in Form eines Kompliments: Die theologische Fakultät der Universität Münster ernennt ihn zum Dr. theol., die Universität Göttingen trägt ihm eine Professur an. Nie hat promoviert, nie hat er sich habilitiert. Barth geht nach Göttingen – als Lernender und Lehrender zugleich. „Wir wollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben!“ So umreißt Barth, was später mit dem Ausdruck „Dialektische Theologie“ beschrieben wird.

Er wechselt zunächst nach Münster, dann nach Bonn. Dort beginnt er sein Hauptwerk, die „Kirchliche Dogmatik“. Ausdrücklich schreibt er nicht nur für Theologen, sondern auch für interessierte Laien. Doch die politischen Ereignisse beunruhigen ihn. Am 31. Januar 1931 hält er in Berlin vor 1400 Menschen einen Vortrag über „Die Not der evangelischen Kirche“. Im Juni 1933 – Hitler ist Reichskanzler geworden – meldet er sich mit der Kampfschrift „Theologische Existenz heute“ zu Wort und kritisiert die Gleichschaltung der Kirche mit dem NS-Staat. „Das, was jetzt unter keinen Umständen geschehen darf, ist dies, dass wir im Eifer für irgend etwas, was wir für eine gute Sache halten, unsere theologische Existenz verlieren.“ Doch die eigenständige theologische Existenz haben die Deutschen Christen mit Reichsbischof Ludwig Müller an der Spitze schon verloren. Die Pfarrer in Deutschland fordert er auf, sich von dieser Kirche zu trennen und „in die Katakomben“ zu gehen. „Denn das Volk lebt auch im totalen Staat vom Worte Gottes... Diesem Wort haben Kirche und Theologie zu dienen für das Volk.“ Die Polizei beschlagnahmt Barths Kampfschrift. An der Universität soll er seine Vorlesungen mit dem „Deutschen Gruß“ beginnen. Barth lehnt ab: „Wir haben einen anderen Glauben, wir haben einen anderen Geist, wir haben einen anderen Gott!“

Er stößt zum Pfarrernotbund, zur Bekennenden Kirche. Auf der Bekenntnissynode vom 29. bis 31. Mai 1934 in Wuppertal-Barmen formuliert Barth maßgeblich an den sechs Barmer Thesen mit und bezieht bewusst Aussagen über den totalitären Staat mit ein. „Wir wären stumme Hunde, wenn wir ein reformiertes Bekenntnis aufstellen würden und nichts sagten über den totalen Staat!“

Als Hitler nach Hindenburgs Tod den Treueeid auf den Führer abverlangt, ist Barth dazu nicht bereit. Am 26. November 1934 wird er suspendiert, später auch mit einem Redeverbot belegt. Seine Heimatstadt Basel bietet ihm einen außerordentlichen Lehrstuhl an. Im Sommer 1935 verlässt er mit seiner Familie und seinem Assistenten Helmut Gollwitzer Bonn.

Bis 1939 studieren einige deutsche Studenten bei Barth in Basel, doch diese Semester werden ihnen nicht anerkannt. Schließlich stoppen die deutschen Behörden die gefährlichen studentischen Ausflüge in die Schweiz ganz. Deshalb wagt sich Barth mit seinem Vortrag „Evangelium und Gesetz“ nach Deutschland zurück. Er weigert sich, im „Erwachsen des deutschen Volkes“ und in Hitlers Machtergreifung Gott am Werk zu sehen, und sagt: „Das Evangelium redet davon, dass und wie Gott den Menschen bestimmt, nämlich zum von Gott erwählten Bundespartner. Das Gesetz redet noch einmal davon, indem es die Frage nach der dieser Bestimmung entsprechenden menschlichen Selbstbestimmung stellt.“ Weil Barth

Redeverbot hat, muss der Vortrag vorgelesen werden. Anschließend begleitet ihn die Staatspolizei an die Schweizer Grenze – Barth hat sein Abschiedswort an Deutschland nicht einmal selbst sprechen dürfen.

Als er von der Schweiz aus aktiven politischen Widerstand der Christen gegen die Nationalsozialisten in Deutschland aufbaut, sieht das die Regierung des neutralen Landes nicht gern. Er gründet die Schriftenreihe „Theologische Studien“ und denkt darin über das Problem von Staat und Kirche nach. Letztere habe auch eine politische Verantwortung: „Nicht im Sinn eines passiven Untertanengehorsams, sondern einer aktiven, verantwortlichen Teilnahme am Staat. Freilich, der entscheidende Dienst der Kirche für den Staat sei ihre Verkündigung: ,Indem sie die göttliche Rechtfertigung verkündigt, wird aufs Beste auch der Aufrichtung und Erhaltung des menschlichen Rechts gedient.“ Über Gott stellt Barth fest: „Er regiert die Welt, auch wenn die Staaten der Welt schlecht regiert werden.“

Am 1. September 1939 beginnt der Zweite Weltkrieg. Es gelingt Barth nicht, sich auf sein ureigenstes Feld der Theologie zurückzuziehen, fordert vielmehr im Juli 1942 in einer Rede die Schweizer zum Widerstand auf. Eine Nachschrift dieses Vortrages wird von der Schweizer Regierung verboten. Nach der deutschen Niederlage 1945 fordert er die Welt auf: „Deutschland braucht nunmehr Freunde, Freunde – trotz allem!“

Deutschland hat in Barth einen Freund. Zum Wiederaufbau der theologischen Fakultät geht er 1946 für zwei Semester nach Bonn zurück – und gerät in Konflikt mit Konrad Adenauer, der gerade eine Christlich Demokratische Partei gründen will. Barth will eine Trennung der Kirchen vom Staat, keine Verbindung mit einer Partei.

Zu seinem 70. Geburtstag erinnert sich Barth in liebevoller Weise an seine erste Begegnung mit Mozart und bekennt in einem „Dankbrief an Mozart“, „dass, wenn ich je in den Himmel kommen sollte, mich dort zunächst nach Mozart und dann erst nach Augustin und Thomas, nach Luther, Calvin und Schleiermacher erkundigen würde“.

Er ist ein fröhlicher Mensch, der „Spiegel“ nennt ihn Gottes fröhlichen Partisanen. Barth sagt über sein Bekenntnis zu eigenen menschlichen Schwächen: „Es wäre eines falschen Gottes falsche Göttlichkeit, in und mit der uns nicht sofort auch seine Menschlichkeit begegnete.“ Seine letzte theologische Vorlesung über die Liebe schließt er mit dem altkirchlichen Lobpreis „Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist.“

Selbst die katholische Kirche, die sich in den 50er-Jahren einem Dialog mit ihm verschlossen hatte, ehrt Barth im Alter. Papst Paul VI. geährt im eine Privataudienz. In der Nacht vom 9. auf den 10. Dezember 1968 stirbt er. In seiner Trauerrede im Baseler Münster sagt sein Schüler Eberhard Jüngel über den großen Lehrer: „Karl Barth hat seiner Zeit viel gegeben. Sie hat zu wenig genommen.“